

Jens Brockhof

MO UND DAS GEHEIMNIS DES MAGISCHEN KOFFERS



 EDITION digital

Impressum

Jens Brockhof

Mo und das Geheimnis des magischen Koffers

ISBN 978-3-68912-012-2 (E-Book)

Das Titelbild wurde mit der KI erstellt.

© 2024 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: verlag@edition-digital.de

Internet: <http://www.edition-digital.de>

In einem fernen Tal

Ihr kleiner Einbaum stieß mit einem hohlen Klopfen in dem rhythmischen Takt der Wellen an die kleine knapp aus dem Wasser ragende Steinmauer, an der sie ihn am Morgen festgemacht hatte.

„Perfekt!“, sagte sie laut, schon fast triumphierend, als sie mit einem Stein die letzte Lücke schloss.

Bald würde sie nicht mehr darauf angewiesen sein, mit ihrer kleinen Harpune den Fischen nachzustellen. Von jetzt an brauche ich nur noch zu warten und dann die Weidenkörbe mit den Fischen leeren, dachte sie, ein verschmitztes Lächeln im Gesicht.

Sie watete durch das hüfttiefe Wasser und zog sich in ihren Einbaum hinauf. Als sie nun ihr Werk betrachtete, fühlte sie das wohlige Gefühl von Stolz in ihre Brust strömen.

Es waren zwei Mauerkämme, die aus dem Wasser ragten und den an dieser Stelle träge fließenden Fluss trichterförmig einengten. Dahinter bildeten die beiden Mauern eine Kammer in der Form eines Dreizacks, an dessen Spitzen sich Öffnungen befanden. Hier wollte sie Weidenkörbe befestigen, in welche die Fische hinein, aber nicht wieder heraus schwimmen konnten. Die Konstruktion dieser Körbe hatte ihr lange Zeit Kopfzerbrechen bereitet, doch jetzt war sie sich sicher, die richtige Lösung gefunden zu haben. Mit kleinen Jungfischen und Miniaturausgaben ihrer Korbkonstruktionen hatte sie so lange herumexperimentiert, bis die Fischlein zwar den Weg hineinfanden, aber nicht wieder heraus. Auf einer der zwei Inselchen im See, denn der Fluss hatte sich hier zu einem See geöffnet, warteten nun drei große Weidenkörbe, die sie dort geflochten hatte. Gleich morgen wollte sie mit dem Einbaum hinfahren und die Körbe holen, um sie an den drei Öffnungen der Kammer zu befestigen. Für heute war es dafür schon zu spät, und sie wollte ja auf dem Rückweg am Schilfgürtel noch ein oder zwei Fische mit ihrer Harpune fangen, um nicht ganz mit leeren Händen nach Hause zu kommen.

Heute ist doch ein guter Tag, dachte sie, als der wild an ihrer Harpune zappelnde Fisch auf den Boden des Einbaumes klatschte. Es war ein recht großes Exemplar, so dass sie

beschloss, gleich weiter nach Hause zu fahren und keinen zweiten mehr zu fangen.

Die Sonne stand schon tief und verschmolz ihr orangerotes Licht mit den Wellen des Wassers, als sie auf die markante Landzunge zusteuerte, hinter der ihr Dorf lag.

Eigentlich waren es nur ein paar Hütten, von denen die meisten auch noch unbewohnt sind, aber sie hatte nie etwas anderes kennengelernt, und für sie war das Dorf ihr Zuhause.

Es lebten nicht mehr viele Menschen dort, nur ihre Eltern, sie und der alte Samuel.

Der alte Samuel hatte ihr einmal erzählt, dass früher fünf Familien in diesem Tal Zuflucht gefunden hatten. Sie gründeten damals dieses Dorf. Mit den Generationen jedoch verschmolzen die Familien miteinander, bis nur noch zwei Familien übrigblieben. Die eine Familie brachte drei Söhne hervor, die andere eine Tochter.

So kam es dann, dass nur einer der drei Brüder die Tochter der anderen Familie heiraten konnte. Die anderen beiden gingen leer aus.

Die zwei Brüder, sie hießen Rafael und Simon, die keine Frau bekommen konnten, verließen das Tal. Sie hofften, irgendwo auf eine andere menschliche Siedlung zu stoßen, in der sie ihr Glück finden würden.

„Diese Brüder sind deine Onkel, die Brüder deines Vaters.“, sagte Samuel ihr damals. Der alte Samuel wusste viel, und so lauschte sie begierig seinen Erzählungen. Er war es auch, der ihr das Lesen und Schreiben beigebracht hatte und sie das Rechnen lehrte. Es gab nicht viele Bücher im Dorf und die wenigen, die es gab, befanden sich im Haus des Apothekers. Da gab es Bücher über allerlei Pflanzen und deren heilende Essenzen, über alles Mögliche, was den Kranken gesunden lässt. Es gab Bücher über Wissenschaften wie Chemie, Physik und Mathematik. Zumeist waren diese in Latein oder deutscher Schrift geschrieben, und so lernte sie ganz nebenbei auch noch diese beiden Sprachen, als der alte Samuel ihr mit Hilfe dieser Bücher das Lesen beibrachte. Doch nicht nur das, sie lernte auch all das Wissen, welches die Bücher bargen.

Sie steuerte ihren Einbaum um die Landzunge herum und hielt auf die schmale Durchfahrt im Schilf zu, als der Wind ihr den wehmütigen Klang einer Klarinette in die Ohren trieb. Sie freute sich, die Melodie zu hören und wieder zu Hause zu sein. Nun vernahm sie auch den Klang eines zweiten Instruments. Das ist Vater mit seiner selbstgebauten Fiedel, dachte sie schmunzelnd. Und die Klarinette ist Samuels größter Schatz! Sie lachte fröhlich, als sie sich daran erinnerte, welch ein verschmitztes Gesicht er machte, als sie ihn einmal fragte, ob er sich nicht manchmal einsam fühle, so ganz allein, ohne eine Frau und Kinder.

„Oh, mein Kleines, ich bin nicht allein, ihr seid doch da und eine Frau, eine Frau habe ich auch“, hatte er damals geantwortet. Dabei nahm er seine Klarinette ganz sanft in den Arm, streichelte ihr dunkles Holz und sagte dann mit ebendiesem verschmitzten Gesichtsausdruck:

„Hier, mein Kleines, das ist meine Frau, mein größter Schatz! Schatz, darf ich dir meine kleine Freundin vorstellen? Das ist Marie, mein Schatz. Marie, das ist meine Frau!“

Sie hatte damals entgegnet, das sei doch nur eine Klarinette, ein Musikinstrument und keine Frau! Doch der alte Samuel war ein recht weiser Mann und antwortete ihr:

„Nun, du hast Recht, das hier ist ein Musikinstrument, aber ist eines Mannes Frau nicht auch diejenige, die ihm zuhört, die ihn tröstet und sein Herz erwärmt, mit der er lachen und weinen kann? Mein Schatz hier macht das alles für mich und ist immer da, wenn ich ihn brauche.“

Der kleine Einbaum glitt durch die schmale Durchfahrt im Schilf und setzte mit einem leichten Knirschen am sandigen Ufer auf.

Ihr Vater und Samuel saßen auf der Bank vor der Hütte und spielten auf ihren Instrumenten.

„Marie! Marie! Ja, komm her, komm zu uns, Marie und tanze mit uns!“, riefen beide ihr zu. Als sie Marie aus dem Einbaum steigen sahen, sprangen sie von der Bank auf und tanzten ihr entgegen.

„Ihr seid so fröhlich und ausgelassen, gibt es etwas zu feiern?“

Sie blickte die beiden fragend an, in der einen Hand den Fisch hinter den Kiemen gepackt, in der anderen ihre Harpune tragend.

„Und ob es etwas zu feiern gibt, mein Kind! Wir haben das neue Backhaus fertig, heute haben wir die letzten Schindeln auf dem Dach befestigt, so dass wir morgen alle zusammen mit dem Bau des neuen Ofens beginnen können“, sprudelte es vor Freude aus ihrem Vater heraus. Marie konnte die Freude ihres Vaters gar nicht so richtig teilen. Sie wollte doch morgen ihre Fischfangkörbe einsetzen und fieberte schon voller Ungeduld dem ersten gefangenen Fisch entgegen. Ihre ganze Freude über ihr gelungenes Bauwerk und den schönen Tag war plötzlich verschwunden.

„Marie, was ist denn los mit dir? Du machst ein Gesicht, als hätte es drei Tage in Strömen geregnet!“ Ihr Vater ließ besorgt seine Fiedel sinken und hörte auf zu spielen.

„Wirklich alle?“, fragte Marie ihn mit hängenden Schultern.

„Nun ja, ich habe gedacht, dir würde es großen Spaß machen, Samuel und mir bei den Arbeiten am neuen Ofen zu helfen und mir war eingefallen, dass du früher gerne mit Lehm gespielt hast.“

„Das stimmt schon, aber muss das denn unbedingt morgen sein?“

Marie sah ihren Vater mit einem traurig flehenden Blick an.

„Oh Marie, schau mich bitte nicht mit diesem Blick an, du weißt ganz genau, dass ich da schwer nein sagen kann. Deine Mutter schaut mich auch immer so an, wenn sie sicher gehen will, dass ich ihr einen Wunsch nicht abschlage.“

„So ist das nun mal mit den Frauen, Leo, sie haben ein Talent dafür, uns Männer um den Finger zu wickeln.“

Samuel hatte sich zu den beiden gesellt und klopfte Maries Vater mitleidsvoll auf die Schulter.

„Marie, ich glaube, du hast morgen schon etwas vor, und deinem Gesicht nach zu urteilen, muss das etwas sehr Wichtiges für dich sein. Ich denke, es ist überhaupt kein Problem, wenn du erst das erledigst. Wenn der Tag dann immer noch genügend Zeit bis zum Abend hat, kannst du uns immer noch helfen.“

Maries Gesicht erstrahlte.

„Oh ja, das wird es bestimmt, ich fahre ganz früh los und bin am frühen Vormittag bestimmt wieder zurück, so dass ich mithelfen kann, den Ofen zu bauen.“

„Entschuldige bitte, Leo, wenn ich mich hier gerade eingemischt habe, aber Kinder haben für sich selbst oft ganz andere Prioritäten als wir Erwachsenen, und Marie ist nun einmal noch ein Kind, auch wenn sie oft schon mit anpackt wie eine Erwachsene.“

Samuel zwinkerte Marie zu, als er dies zu ihrem Vater sprach.

„Oh, ihr versteht mich da ganz falsch. Gerade weil sie noch ein Kind ist, wollte ich ihr eine Freude machen, indem sie mal so richtig mit Lehm umhergatschen kann“, verteidigte sich Maries Vater Samuel gegenüber und sagte dann zu Marie:

„Selbstverständlich kannst du morgen früh das, was auch immer so wichtig für dich sein mag, erledigen und hilfst uns im Anschluss. So, und nun lasst uns weiter feiern!“

Er setzte seine Fiedel an und begann, eine fröhliche Melodie zu spielen. Auch Samuel nahm seine Klarinette und spielte fröhlich tanzend mit. Marie ergriff ihren Fisch und legte ihn auf den Stamm eines Baumes, der unten am Ufer stand. Eigentlich stand dieser Baum nicht wirklich, sondern erweckte vielmehr den Eindruck, als habe er es sich vor vielen Jahren einmal überlegt, dass es bequemer sei, im Liegen zu wachsen, als sein ganzes Leben hier herumzustehen. Nur sein äußerstes Kronenende ließ durchblicken, dass er sich damals scheinbar geirrt hatte und nun steil nach oben wuchs. Dadurch aber bot er mit seinem unteren Stammende einen idealen Platz zum Ausnehmen und Putzen der gefangenen Fische. So glitzerte er dann auch silbrig im Licht der untergehenden Sonne von den Tausenden Fischschuppen, welche sich über die Jahre in den Furchen seiner Rinde gesammelt hatten.

Marie zog das kleine Messer, welches sie immer in einer ledernen Scheide mit sich trug, hervor und begann, den Fisch auszunehmen. Sie dachte gerne an den Tag zurück, als ihr Vater es ihr geschenkt hatte. Es war schon sehr alt und die Klinge vom vielen Schärfen ganz schmal, mit einem abgenutzten Griff aus einem Holz, das so schwarz wie die finsterste Nacht war. Ihr Vater hatte damals gesagt, das sei Ebenholz und käme von ganz weit

her. Wie weit konnte er ihr nicht sagen, nur dass es aus einer fernen, ihm unbekanntem Welt stamme und er es auch vor vielen Jahren von seinem Vater bekommen hatte.

Marie schnitt geschickt mit dem Messer den Fisch auf, entnahm die Innereien und schabte dann mit einem aus einem Schafsknochen geschnitzten vielgezackten Stab die Schuppen ab. Mit den Innereien ging sie hinüber zu dem aus Weide geflochtenen Pferch, in dem aufgeregt umher gackernd ein halbes Dutzend Hühner auf die Leckerbissen wartete, und warf sie hinein. Sogleich stürzten sich die Hühner darauf und begannen, um die besten Happen zu streiten. Danach spülte sie den Fisch im kristallklaren Wasser des Sees noch einmal ab und hing ihn neben der Haustür auf einen Haken. Ihre Mutter würde sich später weiter darum kümmern.

Marie hatte ihre gute Laune zurückbekommen und schon während sie den Fisch säuberte, munter zu den Melodien, die ihr Vater und Samuel fröhlich spielten, mitgepiffen. Jetzt aber war sie nicht mehr zu halten, sie hüpfte ausgelassen, die Arme umher wirbelnd, um die beiden Musikanten herum, sang und piff die Lieder mit.

Es war noch früh am Morgen, die Sonne schickte zaghaft ihre ersten Strahlen ins Tal, und über der Wasseroberfläche des Sees tänzelten, Geistern gleich, zarte Nebelfahnen. Marie hielt einen Moment lang inne, um das Schauspiel zu genießen. Mit einem ordentlichen Stoß schob sie ihren Einbaum ins Wasser und trieb ihn mit kraftvollen Paddelschlägen voran. Sie wollte möglichst schnell wieder zurück sein, um am neuen Ofen mitzuhelfen, doch jetzt erst einmal trieb sie der Gedanke von der Vollendung ihrer Fischfanganlage voran.

Sie war sehr schnell unterwegs gewesen, hatte die Körbe von der Insel geholt und an ihrem angestammtem Platz befestigt. Nun erst spürte sie die Kraftanstrengung, die sie gerade vollbracht hatte, und sie setzte sich auf den Boden des kleinen Einbaums. Einen Moment lang ließ sie sich so treiben, um ein wenig auszuruhen. Dann griff sie entschlossen ihr Paddel und trieb den Einbaum mit energischen Schlägen voran.

Der neue Ofen hatte im Grundriss schon Gestalt angenommen, und ihre Eltern waren emsig damit beschäftigt, noch mehr Lehm aufzubereiten. Beide standen in einer knietiefen Grube, in der sie den schweren Lehm mit Wasser und reichlich Sand vermischten, indem sie den Matsch mit ihren Füßen durchwalkten. Die beiden stapften aber nicht einfach so umher, sondern hielten einander bei den Händen und tanzten, während Samuel eine fröhliche Melodie auf seiner Klarinette spielte. Marie sprang mit in die Grube, und ihre Eltern nahmen sie zu sich in die Mitte. Zu dritt tanzten sie ausgelassen in dem Lehm umher, bis sich ihre Mutter erschöpft auf den Rand der Grube setzte.

„So, meine Lieben, mir reicht es für heute, ich brauche erst einmal eine Pause.“

Sie stand etwas mühsam auf, ging zum See hinunter und wusch sich den Lehm von ihren Beinen. Nachdem sie eine Weile im Haus verschwunden war, kam sie mit einem Tablett, auf dem sie einen Krug und drei Becher balancierte, wieder heraus.

„Ich stelle euch noch etwas erfrischende Limonade hin, bevor ich mich mit meinem Strickzeug nach oben zum Apothekerhaus aufmache. Beim Stricken kann ich mich immer noch am besten erholen. Lasst es euch schmecken!“

Marie blickte ihrer Mutter einen Moment lang nach, wie sie sich allmählich auf dem sacht ansteigenden Pfad entfernte. Aus dem Korb, den sie in der Armbeuge trug, ragte ein dickes Wollknäuel hervor, in dem wie die Pfeile in einem erlegten Tier ein paar große Stricknadeln steckten. Marie schmunzelte, als sie ihre Mutter mit ihrer „Beute“ unter dem Arm gehen sah.

Die Limonade prickelte herrlich erfrischend. Marie reichte auch ihrem Vater und Samuel die Becher. Nach der kleinen Erfrischungspause machten sie sich daran, aus dem Lehm kopfgroße Kugeln zu formen, aus welchen Samuel die Ofenwände baute. Als er einen zwei Bälle hohen ovalen Ring errichtet hatte, rieb er sich die lehmverschmierten Hände, richtete sich auf und sagte dann mehr zu sich selbst als zu Marie und ihrem Vater: „Ich denke, nun ist es an der Zeit, dass wir den Sand einfüllen und daraus eine schöne Kuppel formen.“

„Wozu soll das gut sein?“, wollte Marie von Samuel wissen.

„Nun, mein Kind, wir brauchen diese Sandkuppel, um darüber die eigentliche Kuppel des Ofens zu errichten.“

Marie sah Samuel verständnislos an.

„Aber dann ist doch der ganze Ofen voller Sand und gar kein Platz mehr zum Backen.“

„Da hast du wohl Recht und deshalb werden wir anschließend in die fertige Kuppel vorne eine Öffnung schneiden, durch die wir den ganzen Sand wieder herausbekommen und später die Brote hineinlegen können.“

Plötzlich gab es hinter Marie ein heftiges Platschen. Erschrocken drehte sie sich um und brach in schallendes Lachen aus.

Fluchend lag ihr Vater rücklings in der Grube voll Lehmmatsch und gab ein so urkomisches Bild ab, dass Marie ihr Lachen nicht unterdrücken konnte und auch Samuel verhalten kicherte.

„Na wartet, ihr beiden, euch werd ich's zeigen, auch noch zu lachen, wenn ich in dem Matsch ausrutsche und hier unten lande!“

Er griff in den Lehm und schleuderte eine Hand voll Matsch nach seiner Tochter. Marie duckte sich blitzschnell und so traf es Samuel, der hinter Marie stand. Nun konnte Marie ihr Lachen erst recht nicht mehr halten, und als darauf gleich zwei Ladungen Matsch sie trafen, entbrannte zwischen den dreien eine ausgelassene wilde Schlacht. Sie bewarfen sich kreuz und quer, jeder den anderen. Sie johlten, lachten und tobten ausgelassen in dem ganzen Matsch umher.

Das alte Haus in der Stresemannstraße

Einige Tage zuvor ertönte in einer von Marias Tal weit entfernten Welt das schrille Klingeln eines Weckers und riss abrupt eine Frau aus ihrem Schlaf.

Es war noch dunkel draußen, als sie zum Fenster ihres Badezimmers hinaussah. Sie drehte sich um, beugte sich über das Waschbecken und hielt ihr Gesicht dicht vor den Spiegel. Es schauderte ihr bei ihrem Anblick und dem Gedanken, dass ihre Jugendlichkeit langsam, aber sicher dem Gesicht einer Frau mittleren Alters wich. Sie drehte den Wasserhahn auf, hielt ihre Hände unter das kühle erfrischende Nass und tauchte dann ihr müdes Gesicht hinein. „Das tut jetzt gut!“, dachte sie und genoss die erfrischende Kühle auf ihrer Haut. Dann wusch sie sich, und als sie ihr Make-up auftrug, wurde ihr bewusst, dass sie, je älter sie wurde, immer länger dafür brauchte, bevor sie das Ergebnis einigermaßen zufriedenstellte. Als sie fertig war, ging sie ins Kinderzimmer.

Das Bett ihres Sohnes stand gegenüber der Tür, links unterhalb des Fensters. Der hereinscheinende Mond tauchte den Raum in ein gedämpftes silbrig blaues Licht. Sie setzte sich auf die Bettkante und zog ihm sanft das Deckbett vom Gesicht. Er schlief noch fest und hatte sie nicht bemerkt. Wie doch die Zeit vergeht, dachte sie und erinnerte sich daran, wie sie vor zwölf Jahren zum ersten Mal seine Bewegungen in ihrem schwangeren Bauch spürte, und dann an das Gefühl in ihrer Brust, wenn er völlig gierig und ungeduldig daran sog. Bei diesem Gedanken strich sie mit der linken Hand über ihre Brust und schluchzte wehmütig. Er lag so friedlich da, und es widerstrebte ihr zutiefst, ihn jetzt aus seinen Träumen zu reißen. Doch es musste leider sein, wie sehr sie sich auch dagegen sträubte. Ich werde es ganz sanft machen, dachte sie, und spielte bei diesem Gedanken versöhnlich mit den Fingern in seinen dunkelblonden Locken. Sie beugte sich vor, ganz nah an sein Ohr.

„Moh..., Moho..., mein kleiner Schatz! Komm, ... aufstehen, ich muss bald los. Komm, mein kleiner Engel, wir haben nicht mehr viel Zeit!“

Unter seinem Bettzeug strömte sein warmer wohliger Geruch hervor. Sie schloss die Augen und sog ihn tief durch die Nase, in der Gewissheit, die nächsten sechs Wochen darauf verzichten zu müssen.

„Land, Laaaaand, Laaaaaand in Sicht!“, brüllte der Mann im Ausguck.

„Drei Strich Backbord voraus!“

Er lief nach oben zum Achterdeck hinauf, zog sein Fernrohr auseinander und visierte den besagten Punkt am Horizont an. Tatsächlich, da war sie endlich, die lang ersehnte Insel. Genau wie auf der alten Karte beschrieben, der von Westen her sanft ansteigende Höhenzug mit dem krönenden Vulkankegel und den nach Osten hin steil ins Meer fallenden Klippen. Kleine weiß-gelbe Wölkchen stiegen über dem Kraterrand zum Himmel empor. Mo war aufgeregt. Er rief unentwegt:

„Das ist sie! Das ist sie! Wir haben es geschafft, das muss sie sein!“

Hastig schob er sein Fernglas zusammen, sauste die Treppe zum Zwischendeck hinunter und sprang in den dunklen Mittelgang, der zu seiner Kabine führte. Er wollte keine Zeit vertrödeln und sofort seine Sachen für die Expedition zusammenpacken. Er riss die Tür zu seiner Kabine auf, als plötzlich etwas das ganze Schiff erschütterte. Verdammt, ein Riff, schoss es ihm durch den Kopf. Dann ruckte es noch einmal und diesmal noch kräftiger als vorher. Er verlor den Halt und wurde auf dem schmalen Gang hin und her geworfen. Dann spürte er, wie ihn jemand fest an der Schulter packte. Er wollte weglaufen, doch seine Beine gehorchten ihm nicht. Jemand rief seinen Namen: „Moh, Mohooh!“, und immer wieder: „Moh!“

Er kannte diese Stimme, sie war so vertraut, so wohltuend vertraut. Er drehte den Kopf, um nach der Stimme hinter sich zu schauen und blinzelte in ein grelles Licht. Er kniff die Augen zusammen und hielt sich die Hand schützend vor das gleißende Licht, als sich vor diesem langsam ein Schatten abzeichnete. Der Schatten war ihm genauso vertraut wie die Stimme, die ihn immer noch rief. Das Schiff, auf dem er eben noch reiste, war zusammen mit seinem übrigen Traum verschwunden. Stattdessen fand er

sich in seinem Bett wieder und blinzelte in das grelle Licht der Nachttischlampe. Seine Mutter saß neben ihm und hielt ihn an der Schulter. Langsam zeichnete sich ihm ein immer klareres Bild. „Schade!“, dachte er, auch dieses Abenteuer war wieder nur ein Traum gewesen.

Die Uhr im Taxi zeigte gerade 6.13 Uhr an, als der Wagen in die Stresemannstraße einbog und vor der Nummer 28 hielt.

„Nun zieh nicht so ein Gesicht, Mo, ich bin doch in sechs Wochen wieder zurück, mein Schatz“, sagte sie schweren Herzens zu ihrem Sohn.

Dabei streichelte sie ihm zärtlich über den Kopf und küsste seine Stirn. „Das sagt sie jedes Mal, wenn sie mich bei den Großeltern zurücklässt“, dachte Mo, als sich seine Mutter von ihm verabschiedete. Traurig sah er noch einen Moment lang dem Wagen hinterher, bis dieser in die nächste Straße abbog und verschwand.

Das Haus mit der Nummer 28 war ein altes Handelshaus. Im Erdgeschoss befand sich früher ein Kolonialwarengeschäft. Inzwischen waren die früheren Ladenräume zu einer kleinen Wohnung umgebaut worden, die seine Großeltern vermieteten. In der ersten Etage und im übrigen Erdgeschoss wohnten seine Großeltern. Von der zweiten Etage an bis unter das darüber liegende Dachgeschoss befand sich ein riesiger Speicher, in dem früher alle möglichen Waren aus aller Welt gelagert wurden. Oben im Giebel war noch der alte Seilzug, mit dem damals die Waren von der Straße aus nach oben gezogen wurden.

Mo liebte diesen Speicher. Für ihn war es der tollste Abenteuerspielplatz, den er sich vorstellen konnte. Der Speicher war auch heute noch reich gefüllt. Zwar nicht mehr mit Kolonialwaren, sondern mit allen möglichen Dingen, die dort abgestellt und mit den Jahren in Vergessenheit geraten waren. Da gab es zum Beispiel ein Regal, voll mit alten Seekarten. Mo hatte diese oft studiert, auf der Suche nach entlegenen Inseln. In seiner Fantasie hatte er sich dann Piraten aus vergangener Zeit vorgestellt, welche dort ihre Schätze versteckt hielten. Dann gab es auf dem Speicher auch noch einen alten Schrank mit vielen Fächern und Schubladen, welche die geheimnisvollsten Dinge

bargen. Das große hölzerne Schaukelpferd, das einmal einer richtigen Prinzessin gehört haben soll. Und dann dieses komische Fahrrad, dessen Vorderrad größer war als Mo. Mit einem winzigen Sattel oben drauf und einem im Vergleich zum Vorderrad viel zu klein geratenen Hinterrad, das an einer langen gebogenen Stange befestigt war. Mo konnte sich nicht vorstellen, wie man darauf fahren konnte, bis er im Zirkus einen Clown auf genau solch einem Rad sah. Der Gedanke an den Zirkus machte ihn etwas fröhlicher, und irgendwie machte die Enttäuschung über die lange Dienstreise seiner Mutter der Vorfreude zu neuen Abenteuern auf den Böden des alten Speichers Platz. Er griff nach seinem Koffer und zog ihn entschlossen zur Haustür.

„Mo, mein Junge, komm herein, mein Schatz!“

Seine Oma öffnete die Tür und schloss ihn sofort in die Arme.

„Komm mit in die Küche, ich mache dir ein leckeres Frühstück. Du hast doch bestimmt großen Hunger!“

Oh nein, bitte nicht schon wieder, dachte Mo, nach einem Ausweg suchend. Seine Oma hatte ständig Angst, er würde verhungern, nur weil er für sein Alter noch ziemlich klein und dünn war.

„Wo ist Opa?“, fragte Mo schnell, um sie abzulenken.

„Na, wo soll er schon sein, um diese Tageszeit sitzt er doch immer hinten im Garten und liest seine Zeitung.“

Mo war schnell ein paar Schritte in Richtung Hintertür gegangen, um seiner überfürsorglichen Großmutter zu entgehen.

„Ich schau nur mal schnell zu Opa!“, rief er ihr noch über seine Schulter hinweg zu, und schlüpfte schon hinaus in den Garten. Sein Großvater saß wie jeden Morgen auf der kleinen Veranda und las seine Zeitung. Er hatte es nicht gern, wenn er dabei gestört wurde. Mo hatte mehrmals in der Vergangenheit erlebt, wie aufbrausend er reagieren konnte, und so schlich er an ihm vorbei, kletterte in den Apfelbaum gleich neben der Veranda und ließ sich, seine Beine baumelnd, in einer Astgabel nieder. Von hier aus konnte er den Großvater gut beobachten. Dessen Kopf und Oberkörper waren von der Zeitung verdeckt, und in regelmäßigen Abständen tanzten kleine Rauchwölkchen hinter dieser hervor.

„Zu einem richtigen Seemann gehört auch eine Piep!“, klangen ihm noch die Worte des Großvaters in den Ohren, als Mo ihn einmal fragte, warum er denn rauche, wo alle Welt doch wisse, wie schädlich das sei. Nach einer Weile klopfte der Großvater seine Pfeife über einem Blumenkübel aus, faltete die Zeitung zusammen und räusperte sich lautstark. „Agnes!“, rief er durch die offenstehende Tür ins Haus hinein.

„Wer hat da vorhin schon so früh bei uns geklingelt?“

„Na Mo! Ist er nicht bei dir da draußen?“

Mo hörte, wie seine Großmutter verwundert fragte.

„Ich bin hier!“, rief er schnell und ließ sich aus dem Apfelbaum auf die Wiese gleiten.

„Was machst du denn da in dem Baum, mein Junge?“

„Ich wollte warten, bis du deine Zeitung zu Ende gelesen hast, weil du dabei doch nicht gestört werden möchtest.“

„Ach so, ja, ja, ja!“, entgegnete der Großvater, sich ein wenig ertappt fühlend, und räusperte sich noch einmal kräftig. Mo hatte sich schon die ganze Zeit, die er oben auf dem Apfelbaum gewartet hatte, auf seinen Großvater gefreut, besser gesagt, auf die Geschichten, welche dieser von seinen Schiffsreisen zu berichten wusste. Am allerliebsten mochte es Mo, wenn er mit ihm auf den Speicher ging. Dort setzte sich der Großvater in den alten, ledernen Ohrensessel und erzählte Mo eine Geschichte von irgendeinem Gegenstand, der auf dem Speicher lagerte. Es waren die aufregendsten Abenteuer, von denen er da zu berichten wusste, und Mo saugte jedes Wort in sich auf. Endete eine Geschichte, lief Mo gleich los und holte den nächsten Gegenstand, darauf brennend, welches Abenteuer sich dahinter verbarg. Dabei war es egal, ob es sich bei dem Gegenstand um einen alten Säbel, eine der alten Seekarten, eines der vielen Bücher oder eine der unzähligen, gruselig aussehenden Masken handelte. Zu jedem wusste der alte Mann das passende Abenteuer zu erzählen. Mo war so gespannt auf neue Abenteuergeschichten, dass er es nicht mehr aushielt und gleich, nachdem er ihn begrüßt hatte, mit der Frage herausplatzte:

„Opa, wann gehen wir beide wieder auf den Speicher?“

„Aber Mo, du bist noch gar nicht ganz hier und möchtest schon wieder Geschichten hören. Ich glaube, ein wenig Geduld musst du schon noch haben, aber ich verspreche dir, in den nächsten Tagen gehe ich bestimmt mit dir nach oben!“, versprach ihm der Großvater. Er wusste um Mos große Neugier und machte sich im Stillen einen Spaß daraus, ihn ein wenig hinzuhalten. So vergingen dann auch die kommenden Tage sehr langsam für Mo. Er langweilte sich. Alle seine Freunde waren jetzt irgendwo weit weg in den Ferien und er hing hier bei den Großeltern fest, wo bisher ein Tag langweiliger war als der andere. Mo war deswegen frustriert und schlecht gelaunt. Am vierten Tag reichte der Anblick, den er bot, seiner Großmutter.

„Jetzt reicht es, Wilhelm, ich denke, der Junge hat sich genug in Geduld geübt, du solltest es nicht übertreiben!“, sagte sie mit einem so energischen Ton in die Stille am Mittagstisch, dass sich der Großvater glatt am Essen verschluckte. Mo saß mit offenem Mund am Tisch, er war so erstaunt über seine Großmutter. Er konnte sich nicht daran erinnern, dass sie jemals ihren Mann kritisiert hatte. Umso verblüffter war der Großvater selbst, dem es glatt an Worten fehlte. Nach einer Weile hatte er sich wieder gefasst, sah Mo über seine Brille hinweg an, schob den leer gegessenen Teller in die Mitte des Tisches und sagte dann: „Nun gut, heute Nachmittag, nachdem ich meine Mittagsruhe gehalten habe!“

Sprach's, stand auf und ging zur Veranda hinaus. Mo saß immer noch mit offenem Mund und staunendem Blick da.

„Komm Mo, du kannst mir helfen, den Tisch abzuräumen und in der Küche wieder Grund zu schaffen. Dann vergeht die Zeit bis dahin ein wenig schneller“, zwinkerte ihm seine Großmutter zu. Nach der Küchenarbeit setzte er sich auf die oberste Stufe der Verandatreppe, stützte seine Ellenbogen vor sich auf die Knie und legte den Kopf in seine Handflächen. So saß er da und beobachtete einen Käfer, der zu seinen Füßen herumkrabbelte. An einem Blatt tat sich eine Raupe in einem buntgestreiften dicken Pelz gütlich. Der Raupe muss wohl trotz der Mittagshitze sehr kalt sein, dachte er, wenn sie einen so dicken Pelz trägt.

Eine Biene summte emsig von Blüte zu Blüte, ihre Hinterbeinchen waren dick mit gelbem Pollen bepackt.

Der mysteriöse Koffer

„Mo, Mo mein Junge, wo bist du?“, hörte er seine Großmutter rufen.

„Ich bin hier!“, rief er ins Haus zurück, stand auf und ging in Richtung Küche. Er hatte richtig vermutet, seine Großmutter war noch immer dort zugange gewesen und streifte sich gerade ihre mit Rüschen besetzte Schürze ab, als er den Raum betrat.

„Da bist du ja!“, empfing sie ihn und deutete mit dem Finger zum Küchentisch hinüber.

„Ich habe dir und Opa etwas zu trinken und ein paar frisch gebackene Kekse eingepackt. Trag das Tablett mit den Sachen doch bitte schon zum Speicher hinauf, ich schicke dir den Opa gleich hinterher. Aber pass auf, der Tee für Opa ist noch sehr heiß!“

Mo drehte sich um und blickte zum Küchentisch hinüber. Er sah das Tablett mit einer dampfenden Tasse Tee, einem Glas Kakao und einer Schale mit Keksen.

„Mmm ..., lecker, du hast wieder meine Lieblingskekse gebacken!“

Er wollte sich noch bedanken, aber sie war schon zur Tür hinaus.

Die alten eichenen Stufen der Treppe knarrten leicht, als er, das Tablett balancierend, eine nach der anderen zum Speicher hinauf erklomm. Auf dem Speicher hatte sich nichts verändert, selbst der Staub und die Spinnenweben sahen aus wie immer. Er stellte das Tablett auf die alte Seekiste neben dem großen Ohrensessel mit den geschnitzten Löwenkopfarmlehnen. Dann setzte er sich daneben auf den Fußboden und wartete. Durch das Glas des winzigen Gaubenfensters zwinkerte die Sonne mit ihren Strahlen herein, so dass der träge in der Luft hängende Staub wie kleine Sternchen glitzerte. Die große Standuhr neben dem Regal mit den alten Seekarten war schon vor langer Zeit bei 7:45 Uhr stehen geblieben. Kisten und Kartons, voll mit Büchern, standen dahinter, exotische Schnitzereien lagerten hier und da oder hingen als Masken an den Seiten der Regale. Der Kopf einer afrikanischen Antilope mit langen gedrehten Hörnern schaute ihn von gegenüber an. Dann sah Mo wieder zu den Sonnenstrahlen

hinüber, die wie die Finger einer Hand in den Raum hineingriffen. Einer von ihnen schaffte es, bis in die äußerste Ecke des Raumes zu leuchten. Dort traf er auf etwas matt gräulich Glänzendes. Mo wurde neugierig. Er war nun schon so oft hier oben gewesen, aber ihm war noch nie aufgefallen, dass sich in dieser Ecke hinter dem großen Schrank noch etwas befand. Er stand auf, kletterte über die Kisten mit den Büchern, schob sich zwischen einem dicken aufgerollten orientalischen Teppich und dem dunklen großen Schrank hindurch und stand dann vor einer riesigen, fast zwei Meter hohen Kiste. Sie war mit dunkelgrauem Leder bezogen. Er wischte an einer Stelle mit der Hand darüber, so dass der dicke Staub zu Boden rieselte. An dieser Stelle sah das Leder nicht mehr dunkelgrau aus, sondern zeigte sich in einem edlen Schwarz. Dann hörte Mo den schweren langsamen Schritt des Großvaters die Treppe heraufkommen. Flink schlüpfte er zwischen dem Teppich und dem Schrank zurück, kletterte wieder über die Bücherkisten und sprang hinüber zum Sessel. Er hatte sich gerade auf den Fußboden fallen lassen, als das Gesicht des Großvaters über der letzten Treppenstufe erschien. Schnaufend ließ er sich in den Sessel plumpsen.

„Uff, ich glaube, ich muss erst einmal verpusten, bevor ich dir eine Geschichte erzählen kann, Mo. Das Treppensteigen hat mir ein wenig die Luft genommen, aber schau dich doch schon einmal um, welche Geschichte möchtest du hören? Vielleicht die von dem Bären, dessen Pelz dort liegt, oder die von dem afrikanischen Speer oder wie wäre es mit der Geschichte von dem Hai, dessen scharfes Gebiss dort drüben am Balken hängt?“

„Ach, Opa, die hast du mir doch alle schon so oft erzählt. Ich möchte gerne eine Geschichte hören, die ich noch nicht kenne.“

Der Großvater überlegte einen Moment, dann sagte er: „Mo, ich weiß wirklich nicht mehr, welche Geschichten ich dir schon erzählt habe und welche nicht. Da musst du mir wohl ein wenig helfen. Sieh dich um, hier zwischen all den Dingen, die hier lagern, und sage mir dann, von welchem Gegenstand ich dir noch nie erzählt habe.“

Mo stand auf und ging zuerst zum großen Regal hinüber und ließ seinen Blick über die Dinge gleiten, die es beherbergte. Da lag der alte Schiffskompass aus dem geheimnisvollen Wrack, in dem der Großvater mit der riesigen Moräne um Leben und Tod

gekämpft hatte. Daneben sah er die Meeresschnecke, die der Großvater von einem Häuptling geschenkt bekommen hatte, welcher mit seinem Stamm auf einer fernen Südseeinsel lebte. Auf der Schnecke konnte man blasen wie auf einem richtigen Horn. Das Holzbein daneben stammte angeblich von einem echten Piraten, der es beim Poker spielen an den Großvater verloren hatte. Mo sah sich weiter um, doch wo er auch hinsah, er kannte alle Geschichten. Er konnte keinen Gegenstand finden, dessen Geschichte ihm der Großvater noch nicht erzählt hatte. Resigniert ließ er die Schultern hängen, suchte aber weiter ringsum nach etwas, von dem er nicht wusste, wie es aussah. Sein Blick blieb an dem kleinen Gaubenfenster hängen, und just in diesem Moment sprang die Sonne wieder mit ihren Strahlen durch die Scheiben und ließ den trägen Staub in der Luft wie tausende kleine Sternchen glitzern. Da wusste Mo, welche Geschichte er noch nicht gehört hatte. Sein Blick folgte den Sonnenstrahlen, die noch immer einen kleinen Teil der hintersten Ecke ausleuchteten. Ein Lächeln flog ihm übers Gesicht und sofort rief er: „Diese Geschichte dort möchte ich hören, Opa, die Geschichte dort!“

Er zeigte hinüber in die Ecke hinter dem großen alten Schrank.

„Nun ...“, sagte der Großvater, „... ich dachte die Geschichte von dem alten Schrank hätte ich dir schon erzählt.“

„Aber die meine ich doch gar nicht!“, sagte Mo aufgeregt.

„Sondern die von der großen Kiste dahinter.“

„Eine große Kiste?“, fragte der Großvater verwundert.

„Ja! Ja!“, triumphtierte Mo und sprang über die Kisten mit den Büchern, stemmte sich gegen den dicken aufgerollten orientalischen Teppich und warf ihn um. Mit einem schweren matten „Wumm!“ krachte dieser zu Boden. Dicker Staub erfüllte schlagartig die Luft. Mo musste husten und der Staub brannte ihm in Hals und Nase. Nur langsam legte er sich wieder. Der Großvater starrte eine ganze Weile auf die dunkle Kiste, dann sagte er mit einem Ausdruck von Verwunderung, so, als habe er etwas lange Vermisstes unverhofft wiedergefunden: „Vaters Koffer!“

Mo fragte mindestens ebenso verwundert: „Wie, Vaters Koffer?“

„Nein, nein, Mo, nicht deines Vaters, sondern meines Vaters Koffer, von deinem Urgroßvater, Mo. Das ist der Koffer deines Urgroßvaters.“

„Meines Urgroßvaters!“, murmelte Mo fasziniert. Dann stockte er kurz und sah seinen Großvater mit sehr neugierigem Gesicht an. „Du hast mir schon so viele Geschichten aus deinem Leben erzählt, Opa, aber noch nie eine über deinen Vater! Warum eigentlich nicht? Du hast mir gegenüber meinen Urgroßvater gerade das erste Mal erwähnt!“, stellte Mo fest. Einen Moment lang herrschte Stille. Mo konnte spüren, wie sein Großvater mit einer Antwort rang. Dann räusperte sich dieser, zog etwas umständlich ein Taschentuch aus seiner Hosentasche, mit dem er sich verlegen den Schweiß von seiner Stirn wischte, welchen ihm offensichtlich Mo's Feststellung dorthin getrieben hatte. „Tja Mo, ich wusste, irgendwann würde es soweit sein, dass du beginnst, Fragen nach deinem Urgroßvater zu stellen“, begann der alte Mann nachdenklich.

„Hat er etwa etwas Schlimmes gemacht, war er ein böser Mensch, dass du nicht über ihn erzählen magst? Dann ist es schon in Ordnung für mich, wenn du es weiter für dich behältst, Opa!“, versuchte Mo, der seinen Großvater das erste Mal in sichtlicher Erklärungsnot erlebte, entgegen zu kommen.

„Nein, nein Mo, mein Vater war alles andere als ein böser Mensch. Es ist nur so, dass die Erinnerung an ihn jedes Mal die schrecklichen Bilder seiner Ermordung in meinem Kopf wieder aufleben lassen!“

„Oh ...!“, schluckte Mo betroffen. „Urgroßvater wurde ermordet? Das wusste ich nicht“, gestand Mo entsetzt ein.

„Das konntest du auch nicht wissen, da ich es dir noch nie erzählt habe!“, sprach der Großvater weiter. „Ich war damals ungefähr in demselben Alter wie du heute und Vater betrieb eine kleine Apotheke hier unten im Haus, dort, wo sich heute die Wohnung befindet, die wir hin und wieder vermieten. Es war im Oktober 1942, als Vater von diesen Bestien geholt wurde. Sie zerrten ihn auf die Straße und dann ...“ Nun stockte der Großvater, nahm sein Taschentuch und wischte sich die Tränen ab, welche ihm gerade über die Wangen liefen. Mit hörbar heiserer Stimme schluchzte er schniefend in sein Taschentuch: „Mutter und ich

haben alles mit ansehen müssen!“ Mo merkte, wie sehr die Erinnerung an damals seinem Großvater zusetzte. So entschied er kurz entschlossen, das Thema wieder auf den Koffer zu lenken, um den Großvater nicht weiter mit seinen schrecklichen Erinnerungen zu quälen.

„Aber so große Koffer gibt es doch gar nicht!“, sagte er schnell und sah seinen Großvater verwundert an.

„Hmm, heute wohl nicht mehr, aber früher hatten die feinen Herrschaften so große Koffer. Das ist ein sogenannter Schrankkoffer, Mo, das ist wie ein Schrank, den man mit auf Reisen nehmen kann“, erklärte der Großvater und schnäuzte noch einmal in sein Taschentuch.

„Die feinen Herrschaften hatten also früher solche Koffer?“, ging es Mo durch den Kopf. „Dann war Urgroßvater ein feiner Herr?“

„Das weiß ich eigentlich gar nicht so genau, Mo. Auf alle Fälle hat er immer sehr viel Wert auf die richtigen Umgangsformen gelegt. Er war bestimmt ein angesehener Mann, schließlich war er Apotheker und wusste sehr viel über Heilkräuter und Arzneien und auch sonst wusste er viel über die Welt und das Leben. Ich glaube, er war ein sehr kluger, gebildeter Mann, mein Junge.“

„Was ist in dem Koffer?“, platzte es aus Mo heraus, der seine Neugier nicht mehr unterdrücken konnte.

„Ich weiß es nicht!“

„Wie, du weißt es nicht?“

„Nein, ich weiß nicht, was in diesem Koffer ist.“

„Aber du musst doch sicher einmal hineingeschaut haben, als du ihn vom Urgroßvater bekommen hast.“

„Ich habe ihn nie geöffnet, Mo!“

„Warum? Bist du nie neugierig darauf gewesen, was Urgroßvater in diesem Koffer aufbewahrt hat?“

„Doch, doch, das bin ich schon, aber ich habe ihn nicht öffnen können.“

„Wieso nicht öffnen können?“, fragte Mo ungläubig.

„Naja, ich habe einfach nie herausgefunden, wie er auf geht. Er muss irgendwo einen versteckten Mechanismus haben, mit dem

er sich öffnen und schließen lässt“, gestand der Großvater.

„Das ist ja wie mit einem Geheimfach!“, rief Mo aufgeregt. Voller Neugier und Spannung hatte er aufmerksam jedes Wort verfolgt.

„Ja, so ist das, mein Junge, irgendwann habe ich dann aufgegeben und den Koffer hier oben in Vergessenheit geraten lassen. Aber schau ihn dir selber an, du wirst kein Schlüsselloch, keinen Hebel oder Knopf finden, mit dem sich der Koffer öffnen lässt.“

Mo überlegte eine Weile.

„Vielleicht wird der Koffer aber auch über eine Art Codeschloss gesichert, das über einen Sender aktiviert wird und es gibt deshalb keinen Schlüssel.“

Der Großvater fing auf einmal herzlich an zu lachen.

„Hm, Hm, Hm, Mo, du bist gut, mein Kleiner, da gibt es nur ein Problem!“

„Und welches, bitteschön? Wieso sollte der Koffer nicht über ein solches Schloss gesichert sein?“, versuchte Mo seine These zu verteidigen.

„Ganz einfach, weil das gute Stück schon mindestens hundert Jahre auf dem Buckel hat und man den Begriff „Elektronik“ damals wahrscheinlich noch nicht einmal kannte, geschweige denn, technisch so weit war.“

Der Abend war lang geworden, noch eine halbe Ewigkeit hatten sie beide auf dem Speicher zugebracht und über den Schließmechanismus des Koffers gerätselt. Schließlich war der Großvater dann Mo's Rätselei müde geworden.

„Lass es gut sein für heute, Mo, ich habe mein Leben lang nicht herausgefunden, wie er zu öffnen ist. Komm, lass uns wieder nach unten gehen, Oma hat bestimmt das Abendessen auf dem Tisch stehen und wartet auf uns. Du kannst ja später weiter rätseln.“

Er stand auf und ging zur Treppe hinunter. Mo hockte noch eine ganze Weile vor dem Koffer und starrte ihn fasziniert an. Es fiel ihm schwer, sich von ihm zu lösen, doch dann gab er sich einen Ruck und nahm sich vor, gleich am nächsten Morgen nach dem

Frühstück wieder hier herauf zu kommen und den Koffer genauer zu untersuchen.

Braune Flecken

An das Abendessen konnte Mo sich nicht mehr erinnern, obwohl es erst zwei Stunden her war. Er wusste nicht einmal, was es gab oder ob er überhaupt etwas zu sich genommen hatte. Er spürte aber auch kein Hungergefühl, und seine Logik sagte ihm, folglich müsse er etwas gegessen haben. Außerdem hätte ihn Oma garantiert nicht ohne ein anständiges Abendbrot ins Bett gehen lassen. Diese Gewissheit beruhigte ihn und er hörte auf, darüber nachzudenken. Außerdem hatte er gar keine Zeit dazu, denn da war immer noch dieser geheimnisvolle Koffer oben auf dem Speicher. Es gelang ihm nicht, seine Gedanken von diesem zu lösen. Er war wie gebannt, wälzte sich im Bett umher und fand keine Ruhe. Die Gedanken trieben ihn. Schließlich setzte er sich im Bett auf, streckte seine Hand nach dem Wecker aus und seufzte resigniert, als das schwach beleuchtete Ziffernblatt seine Zeiger auf 0:38 Uhr präsentierte. Na gut, dachte er, wenn ich schon keine Ruhe finde, dann kann ich auch auf den Speicher hinauf, um den Koffer zu untersuchen. Dann brauche ich nicht erst bis zum Morgen warten. Er sprang aus dem Bett, zog seinen Koffer darunter hervor und kramte eine Weile darin herum. Da ist sie ja, dachte er zufrieden und zog eine Aluminiumtaschenlampe hervor. Dann schlich er sich auf Zehenspitzen aus dem Zimmer über den Flur zur Treppe. Als er am Schlafzimmer der Großeltern vorbeikam, musste er kurz schmunzeln. Das Schnarchen des Großvaters war nicht zu überhören. Flink trugen ihn seine nackten Füße die alten Stufen zum Speicher hinauf.

Sein Herz klopfte vor lauter Aufregung, und eine leichte Gänsehaut zog sich ihm den Rücken hinauf, als er im Schein der Taschenlampe seine Finger über das alte Leder des Koffers gleiten ließ. Staub rieselte zu Boden und fing sich im Lichtschein der Lampe zu glitzernden Sternchen. Dann begann er mit der bloßen Hand vorsichtig das alte Leder von seinem Staubpanzer zu befreien. Die staubgeschwängerte Luft machte Mo das Atmen schwer. Er hustete und der Staub brannte in seinen Augen. Kurz entschlossen zog er sich das Oberteil seines Schlafanzuges aus und band es sich vor Mund und Nase. Dann machte er von seiner Neugier getrieben weiter, bis er den Staub restlos von dem alten Koffer abgewischt hatte.

„Wauuu ...!“ fuhr es ihm über die Lippen, als er nun sein Werk betrachtete. Das Leder des Koffers war nicht einfach glatt, sondern von einer Art Relief überzogen. Etwas Ähnliches hatte er schon einmal gesehen. Es war im vergangenen Schuljahr, als er an einem Schülerprojekt über die alten Ägypter und deren Kultur mitgewirkt hatte. Er erinnerte sich an einen ziemlich dicken Bildband, den sie damals in der Bibliothek aufgespürt hatten. Auf einer der Fotografien waren mehrere Steinblöcke abgebildet, auf denen sich rätselhafte Schriftzeichen und Ornamente befanden. Genau an solch einen Steinblock fühlte sich Mo in diesem Moment erinnert. Doch die Muster des Reliefs auf dem Koffer sahen noch anders aus als die auf den Steinblöcken. Mo vermutete, dass es sich auch hierbei um eine Art von Schrift handelte, denn viele der Zeichen wiederholten sich in verschiedenen Kombinationen. Er ging ganz langsam um den Koffer herum, dem Lichtschein seiner Taschenlampe folgend. Mo versuchte sich das, was er da sah, zu erklären. Sein Kopf aber mochte das alles noch nicht logisch fassen. Lediglich eine schmale unscheinbare Fuge konnte Mo in dem dunklen Leder erkennen. Sie umschloss den Koffer in seiner ganzen Höhe. Mo fand weder ein Schloss noch ein Scharnier, nur diese leichte Fuge im Leder, die darauf hindeutete, dass der vordere Teil des Koffers ein Deckel oder, da der Koffer ja hochkant vor ihm stand, eine Art Tür sein musste. Wie aber ließ sich diese öffnen? Die Frage ließ Mo keine Ruhe. Aufmerksam studierte er die Muster und Zeichen, die auf allen Seiten über den Koffer verteilt waren, doch er wurde aus ihnen nicht schlau. Schließlich wurde er über die ganze Grübelei so müde, dass es ihm schwerfiel, noch einen klaren Gedanken zu finden. Resigniert musste er einsehen, dass er das Rätsel heute nicht mehr lösen würde und es nun besser wäre, wieder schlafen zu gehen.

Er hatte sich kaum wieder in sein Bett gelegt, da fiel er in einen tiefen festen Schlaf. Am nächsten Morgen saß er wie abwesend am Frühstückstisch und kaute eine Ewigkeit an seinem Marmeladenbrot. Er hörte nicht einmal, als der Großvater ihn fragte, ob er den Vormittag mit ihm zusammen unten am alten Hafen angeln gehen wolle. Obwohl er sich dies sonst um nichts in der Welt entgehen lassen würde, reagierte Mo nicht. Selbst als der Großvater seine Frage wiederholte. Zu sehr kreisten seine Gedanken um den Koffer und dessen rätselhaften Zeichen. Die

Großeltern sahen sich fragend an, zuckten mit den Schultern und hielten es dann aber für in Ordnung, wenn der Junge seinen Träumen nachhing. Schließlich waren Ferien, und Mo hatte jede Menge Zeit, die er nutzen konnte, wie ihm beliebte.

Indes ratterte es mächtig in Mos Kopf. Hieroglyphen, die Bezeichnung für die seltsamen Schriftzeichen, war ihm über Nacht wieder eingefallen. Sie bargen ein Geheimnis, dessen war er sich sicher. Er beschloss, sie auf durchsichtiges Pergament zu übertragen und dann jemandem zu zeigen, der sich mit derartigen Schriften auskennt. Mehrere Rollen Pergament, das wusste er, lagen auf dem Speicher zwischen den alten Seekarten im Regal. Mo wollte sich eine dieser Rollen holen, das Pergament über den Koffer legen und mit einem Bleistift die Schriftzeichen übertragen.

Plötzlich hatte er eine Idee, er lief in sein Zimmer, holte sein Notebook aus dem Koffer und schloss es am Internet an. Seine Mutter hatte darauf bestanden, dass ein Internetzugang bei seinen Großeltern installiert wurde, damit sie beide über diesen Kontakt halten konnten, wenn sie dienstlich in der Welt unterwegs war.

Mo gab in die Suchmaschine den Begriff Hieroglyphen ein und klickte dann auf Suche. Gleich darauf zeigte ihm der Bildschirm eine ganze Reihe von Seiten, auf denen es irgendwie um Hieroglyphen ging. Er überflog das Ganze, bis sein Blick auf „Ägyptische Hieroglyphen, freie Enzyklopädie“ hängen blieb. Ein Klick und die Seite öffnete sich. Wieder überflog er die Seiten und wie Schlagwörter registrierte er dabei die Einzelheiten: Ältestes bekanntes ägyptisches Schriftsystem, 3200 v.Chr. bis 300 n.Chr. Setzt sich aus Lautzeichen (Phonogramme), Deutzeichen (Determinative) und Bildzeichen (Ideogramme) zusammen, ursprünglich mit etwa 700 und in der griechisch-römischen Zeit etwa 7000 Zeichen. Er überflog die Seiten weiter, auf denen es um die Herkunft der Namensbezeichnung, die Entzifferung, Geschichte und Entwicklung, Schriftsysteme, Funktionen der Hieroglyphen und alle möglichen Erklärungen ging. Schließlich rutschte sein Blick über eine Seite, auf der wissenschaftliche Bücher zu diesem Thema aufgeführt wurden. Er stockte, als er die knappen Inhaltsangaben las. Mehrfach wurde hier eine Gardiner-Liste erwähnt, eine Standard-Hieroglyphenliste. Mo fragte sich, ob diese Liste wohl so etwas wie ein Wörterbuch für ägyptische